

herausgegeben von Th. Hell.

58. Mittwoch, am 20. Juli 1842.

Dresden und Leipzig, in Kommission der Arnoldischen Buchhandlung.

**Aus einer kleinen Stadt.** Erzählt von Frau v. W. Leipzig, F. A. Brockhaus 1842.

Vielleicht nicht ohne Bezugnahme auf sich selbst sagt die Verfasserin (Seite 12): „heut' zu Tage kommt Alles darauf an, sich geltend machen zu können, oder vielmehr um auf dauernde Erfolge Rechnung zu haben, wirklich schon etwas zu gelten, denn wenn allerdings das weibliche Schriftstellerthum an Relief gewonnen, seitdem Baronessen, Lady's, Gräfinnen, ja sogar königliche Prinzessinnen sich die vergoldete Feder präsentiren lassen, so nehmen doch gerade die Vornehmen alles vorweg; sättigen in ihren Salons sich günstige Rezensenten, Komponisten für ihre Lieder, Künstler, welche Gruppen aus ihren Büchern zeichnen und verbreiten schon von Haus aus einen solchen Nimbus um sich, daß ein Tadel sich kaum heranwagt oder im Stande ist durchzudringen.“ Und dennoch gehört auch unsre Verfasserin zu jener Art der modern-aristokratischen Literatur — der wir niemals das Wort reden können. Dieser glänzende Esprit, diese Glätte und Gewandtheit, dieses vornehme geistreiche Parliren, dieses „überzarte Battist-Gewebe des kostbar zusammengewirkten Dialogs“ — ganz wie wir es bei Herrn v. Sternberg, Pückler, Humohr, Frau v. Paalzow und in Braun von Braunschals neuesten Produktionen finden. Es ist auch hier jene wunderbare Glätte, die besticht, dieses Sinnliche, was die Leser fesselt, aber zugleich alle Mängel einer Gattung, die für die Dauer in unsrer Literatur nicht anhalten und der Kunst nimmer zum Heile gereichen kann.

Ich liebe es nicht in einer kurzen Beurtheilung den Inhalt und Verlauf eines ganzen Romans darzulegen und werde auch bei diesem Buche dem Leser nicht vorgreifen. Eine tiefe Tendenz aber scheint mir in dem Ganzen zu liegen, ein Zentrum, worin alle Radien zusammenlaufen: daß nämlich in großen wie in kleinen Städten unsere sozialen Zustände ihre traurigen Schattenseiten haben, daß Rang und Geburt wie ein klaffender Abgrund der Reigung innig liebender und für einander geschaffener Herzen entgegnetreten, daß dennoch kein Hoffnungstern erscheint, so schreiende Gegensätze jemals ausgeglichen zu sehen — dieses oft-wiederkehrende

und oft variierte Thema ist hier auf eine modern-geistreiche und anziehende Weise behandelt.

Dr. J. Henning.

**Ruinen altschweizerischer Frömmigkeit.** Aus dem Tagebuche eines greisen Pilgers per pedes Apostolorum. Erstes Bändchen. Zweite verbesserte Auflage. St. Gallen. Druck und Verlag von Scheitlin und Zollikofer. 1842.

Ein zweiter Titel giebt uns das eigentliche Wesen dieser Ruinen („Sitten und Sprüche der Heimath“) und den Verfasser (Karl Steiger) an.

Das Buch ist unläugbar mit vieler Liebe geschrieben. Der Verfasser selbst nennt es im Vorwort sein „liebste's Kind.“

Es leuchtet aus diesem sinnigen Werke recht deutlich hervor, wie der gebrechliche und hochmüthige Erdensohn seinen Glauben, um ihn haltbar zu machen, an etwas Materielles binden müsse und NB. wie viel Gutes (besonders im Volke) ein frommer Spruch, ein frommer Brauch und selbst ein frommes Vorurtheil stiften könne. Die Ueberschriften zu den Abhandlungen, Paragraphen und Kommentaren, welche den Inhalt des Buches bilden, scheinen uns wohl bisweilen als kalte, todte Formeln des Aberglaubens anzustarren, aber der Verfasser weiß Feuer und Leben in ihnen zu erwecken. Es weht uns ein Geist entgegen, so wohlthuend wie etwa in Krummacher's Parabeln. Wahre Religiosität und ächte kindliche Pietät begegnen uns auf jeder Seite. Gleichwohl möchte das Buch (die Gründe sind begreiflich) nicht Jedermann eine willkommene Lektüre seyn. Niemand aber rathe ich, es hinter einander ohne Unterbrechung lesen zu wollen; er könnte sich leicht, wie an Süßigkeiten der Backkunst, eine Aversion daran erholen. Aber jeden Morgen und jeden Abend lese man einige Seiten und wenn man nur ein kindlich frommes Gemüth mitbringt, so wird die Erbauung sicher nicht außen bleiben. Zu beklagen ist, daß der Verfasser oft zu viele Worte macht und hin und wieder auch wohl in den Lüften schwebt. — Die Schreibart ist im Allgemeinen für das Volk berechnet, nur hätten Ausdrücke, deren Ver-

ständniß dem gemeinen Manne nicht zugemüthet werden kann, z. B. der Logos (wodurch alle Dinge gemacht sind), vermieden werden sollen.

G. B. Wetzel.

**Gedichte in Hunsrücker Mundart von Rottmann.**  
Simmern, 1840. Druck und Papier von Johann Maurer. (146 Seiten).

Herr Rottmann sagt in dem Vorworte unter anderm.

Oben auf dem hohen Rücken,  
Welchen weinbegrenzte Ströme,  
Mosel, Rhein und Nah umgeben,  
Wo der Nord die starke Eiche  
Und die schlankte Föhre schüttelt,  
Wo des Idars hohe Firste,  
Die sich bald in Himmelsbläue,  
Bald in Nebelschleier kleidet,  
Hochgewitter hält und scheidet,  
Wo der Soonwald wellenförmig,  
Ebles Wild in Masse bergend,  
Von dem Idar bis zum Rheine  
Bildend eine Parallele  
Mit der Eifel, sich erstreckt,  
Wo die wohlbestellten Fluren  
Ihrer Bauern Fleiß bekunden:  
Dort in mancherlei Nuancen  
Ist die eig'ne Mundart heimisch,  
Welche meine Kinder sprechen,  
Die die Muße mir geboren,

und deutet dadurch die Gegend des schönen Rheinland's an, in welcher die in seinem Buche herrschende Redeweise heimisch ist.

Seine Gedichte, welche die vollkommenste Kenntniß der Hunsrücker Mundart bekunden, sind gemüthlich und anziehend und werden sich sicher ein größeres Publikum erwerben.

Wir können es wenigstens offen erklären, daß uns Herr Rottmann einen großen Genuß durch sein Werkchen bereitet und daß wir einer Fortsetzung desselben mit Vergnügen entgegensehen.

Wie gemüthlich ist sein Frühlingslied:

Watt sinn eich, der Brierer,  
Watt sinn eich so froh;  
Der Winter is danne,  
Det Frühjohr is do, u. s. w.

Wie gut sagt der Herr Verfasser am Schlusse seines Liedes: Der König ist krank:

Hann-Jerig, dá, lo is mei Hand!  
Schlah im uff's Wuhl vunn uhs'em Land,  
Gesund soll uhs Herr Rienig weere  
Unn so noch lang det Land regeere.  
Sei Feinn, die sille unnergehn,  
Unn er soll immer uwe stehn;  
Unn die — em falsch vunn uhs berichde,  
Die sull er Allegar vernschde.

Meer uff-em Hunsrück geen gewis,  
Trus dem Gebleirer, wie's Dau eive,  
Recht geere, watt dett Rienigs is,  
Gurrah, uhs Rienig, der fall lewe!

Und welches Leben herrscht in dem Gedichte: die Dhlweiler Kirchweih:

Post=de heut' Moore nit schießen gehoort?  
Hustig, Hamperer: diß Reheb im Orth.  
Hörsch=de=se geh'n elo uwe die Gei.  
Allo: die Märkercher hoordig erbei.  
Suhl dau det Ammei, eich Hunde det Lies;  
Darr= is, wie'n Wohl so flink uff die Fies, u. s. m.

Am Ende des Buches sind die darin vorkommenden eigenthümlichen Redensarten erklärt, was den Dank eines jeden, mit dem Hunsrücker Dialekte nicht ganz bekannten Lesers sich erwerben wird. Druck und Papier sind gut.

Dessau.

Dr. Götz.

**Flüchtige Bemerkungen eines Flüchtling- Reisenden.** Herausgegeben von E. D. E. v. Arnim. Zweiter Theil. Berlin, Alex. Duncker. 1841. (8. X und 466 Seiten.)

Wenn uns der erste Theil dieser zwar flüchtigen, aber dennoch tüchtigen Bemerkungen in den Orient führte, so begleiten wir in diesem unseren lieben Reisenden in den Westen Europa's und folgen ihm auf seiner Reise nach Paris, Granada, Sevilla und Madrid, als unter welchem Titel auch dieses Werk einzeln zu haben ist.

Der Verfasser hat es in drei Abtheilungen geschrieben, nachdem er uns in einer Vorrede mit Veranlassung und Zweck seiner Reise im Winter des Jahres 1840 bis Sommer 1841 bekannt macht. Merkwürdig sind darin seine Aeußerungen über die Verhältnisse in Spanien überhaupt. Er sagt nämlich: „Der Zustand Spaniens ist gewiß höchst betrübend. Die beiden großen Hauptpartien, Don Carlos und Christine, haben beide gefehlt und büßen jetzt dafür.

„Gewiß erscheint, daß bei weitem die Mehrzahl der Spanier Isabellen als legitime Königin ansieht. Man ist einmal in den adeligen Familien daran gewöhnt, daß die Töchter in Ermangelung der Söhne die Erbschaft ihrer Eltern antreten, und wohl nur wenige glauben, daß Philipp V., der nicht als Eroberer, sondern durch verwandtschaftliche Rechte auf den Thron kam, dieß zu ändern befugt gewesen sey.

„In einem Lande indessen, wie Spanien, wo so manche Umwälzungen in den letzteren Zeiten statt gefunden, sieht man mehr auf Persönlichkeit als auf das Recht, und so ist es wohl keinem Zweifel unterworfen,

daß man nach dem Tode Ferdinand's VII. Don Carlos einem Kinde vorgezogen hätte, wenn derselbe nicht dafür bekannt gewesen wäre, in den Händen der Geistlichkeit zu seyn, und die Dosis derjenigen willkürlichen Handlungen zu verdoppeln, wodurch sein Bruder sich den Haß der Spanier zugezogen hatte. Aber auch Christina, die Regentin, beging den großen Fehler, sich verleiten zu lassen, eine Konstitution zu geben und eine Menge Verbannter, mitunter die größten Republikaner, zurückzurufen, und denselben in die Hände zu arbeiten. So kamen beide Theile in eine falsche Stellung, und so ward das Wort Legitimität das Banner, unter dem jede Partei ihre Schlachten focht.

„Don Carlos jedoch ist vertrieben, die konstitutionelle Partei hat gesiegt, aber Espartero hat seinen Sieg nicht zu benutzen verstanden. Geachtet von der Armee, war er in Verbindung mit der Regentin, an der Spitze der Moderados, zwar nur formell der Zweite im Lande, aber seine physische und moralische Macht stempelte ihn zum Ersten. Dieß hat er zu thun versäumt. Er hat sich den Exaltados in die Arme geworfen, und wenigstens die Hälfte derselben sucht ihn nun wiederum zu stürzen. Hierzu kommt der völlig zerrüttete Finanzzustand des Landes und so ist alles zu befürchten.

„Nur eins, glaube ich, steht fest. Und das ist: der größte Theil von Spanien hängt an seiner Herrscherfamilie, und kein fremder Fürst kann jemals lange regieren, und noch weniger eine Republik sich hier längere Zeit halten. Sey Isabella die legitime Herrscherin, sey es Don Carlos, gleichviel. Mögen sie sich daher vereinigen, und Spanien ist gerettet. Moderados und Karlisten verbunden, sind unbezwinglich.

„Dieß sind meine Wünsche für Spanien. Ich überlasse der Zeit die Gewährung derselben.“

Die erste Abtheilung der Reise selbst nun enthält die Reise nach Paris, den Aufenthalt daselbst und die Fortsetzung der ersten über Toulouse und Perpignan nach Barcelona. Der Aufenthalt in Paris wird dadurch besonders interessant, daß sich der Verfasser vorher bereits drei Mal, nämlich unter dem Konsulate Napoleon's, unter Ludwig XVIII. und Karl X. daselbst befand, was denn nun nothwendig zu Vergleichung der damaligen Zustände mit den gegenwärtigen führt. Hiernächst lag es in der Persönlichkeit unsers Reisenden, daß ihm der Zutritt zum Hofe wie zu einer Menge höherer Kreise offen stand, der vielen andern verschlossen zu seyn pflegt, daher wir eine Menge kurzer aber interessanter Personenschilderungen und Beobachtungen hier vorfinden, die

gewiß sehr willkommen seyn werden. — Die zweite Abtheilung umfaßt den Aufenthalt in Barcelona, Reise nach Malaga und Granada, und Fortsetzungen derselben über Gibraltar nach Cadix und Sevilla. In Barcelona verweilt der Reisende länger und mit besonderem Wohlgefallen. Hier sieht er auch auf einem Theater in der Kirche der Kapuziner die Darstellung eines jener alten Mysterien, la Passion y Muerte de Jesus, das er ausführlicher beschreibt. Mehrere andere Küstenorte berührend, heimt ihn dann das reizende Malaga, wo er unter andern einer Tertullia beiwohnt, und bei dieser Gelegenheit sich über die spanischen Frauen in folgende Lobrede ausläßt: „Ich fühle mich verpflichtet bei mehrfachem Tadel über Spanien, der vielleicht manchen Spanier ärgern würde, wenn er Deutsch verstände, dagegen das Lob der Frauen und Mädchen zu singen, wie ich es fühle und meine. Ich habe schon einmal ihrer schönen Hände, Füße, Augen, ihrer weißen Zähne und dergleichen mehr oberflächlich gedacht, aber noch nicht ihres Charakters erwähnt, und da muß ich, nach allem, was ich selbst davon erlebt und was ich davon gehört, freimüthig gestehen, daß es keine liebenswürdigern, achtungswertheren und gutmüthigeren Geschöpfe giebt als Spanierinnen. Feurig wie es das Klima mit sich bringt, ergeben sie sich mit voller Liebe, da ist keine Falschheit, keine Koketterie, nichts Studirtes. Sie sind ganz Liebe und wieder Liebe. Hier ist kein Kalkül, keine Sucht nach Rang, keine Geldbegier. Was nützt aber auch Geld einer Spanierin, die nicht friert, keine Meubel braucht, wenig isst, und, was die Hauptsache ist, keiner Toilette bedarf. Ein schöner Blondenschleier für ihr Leben, ein schwarzes seidnes oder vielleicht gar nur kattunenes Kleid, so geht sie Jahr aus Jahr ein. Wozu also das Geld?

„So sind die Frauen, versteht sich nicht die aus den höchsten Ständen, wo jede einzeln dasteht und vielleicht ein besonderes System hat, je nachdem sie mehr oder minder mit dem Auslande in Berührung gewesen. Dieß sind also ihre guten Seiten, aber hier auch die minder lobenswerthen, denn wehe dem Geliebten, der ein Mädchen betrügt, die ihn aufrichtig liebt. Ein Dolch oder Messer ist für ihn bereit, und er entgeht ihm gewiß nicht, denn die Spanierin wählt lieber das Schaffot, ehe sie ihren Geliebten in den Armen einer Andern duldet.“

Wir treten nun mit dem Verfasser in die Vega von Granada ein und eilen in die Alhambra. Hören wir, was er über den Eindruck des Ganzen auf ihn selbst sagt: „Scheint es doch, als wenn diese maurischen

Fürsten die größte Freude an der Heimlichkeit und an der Ueberraschung gehabt hätten. Wir Europäer sind gewohnt, durch das Äußere unserer Häuser schon auf den Styl des Innern vorzubereiten, und wir würden es sonderbar und völlig ungraziös finden, wenn ein von innen schöner Palast nicht auch schön von außen wäre; ja wir finden sogar bei den südlichen Völkern, namentlich den Italienern, viel mehr Sorgfalt auf die äußere Architektur, als auf die innere Einrichtung verwendet die öfters sogar alles und jedes Komforts entbehrt. Wie verschieden dagegen die Mauren dachten, davon hatte ich hier das merkwürdigste Beispiel. Denn kaum hatte ich die Schwelle dieser unbedeutenden Thüre überschritten, als ich einen Theil des köstlichsten ausgelegten Schmuckkästchen der Welt vor mir sah, dem das schönste Grün ein gewisses heimliches Leben einhauchte. Wenn ich mich des Wortes Schmuckkästchen hier bediene, so geschieht es, um ein für alle Mal die Idee von Größe denjenigen meiner Leser zu benehmen, die vielleicht früher glaubten, man staune vor den Wundern der Alhambra, wie man es vor den Monumenten der Römer und Griechen thut. Aber nichts von dem ist der Fall. Man fühlt sich beim ersten Anblicke aller der Herrlichkeit überrascht, angenehm überrascht, man fühlt sich bei näherem Anschauen wollüstig angezogen, man schwelgt in einer uns fremden Sphäre, und in längst verfloffenen Zeiten; dann geht man näher heran, bewundert und staunt über diese töpferische Filigranarbeit, geht dann an's Fenster, sieht die Sierra Nevada und die schöne Natur herum, und glaubt, wenn man es verläßt, man habe in einer Opium-Verzückung sich befunden und die wunderbarsten Gestalten um sich herum drehen gesehen."

Nach Malaga zurückgekehrt führt nun das Dampfboot nach Gibraltar und Cadix und endlich geht es nach Sevilla, wohin schon der dem Werke vorausgehende Reisespruch wies. Der Aufenthalt daselbst, die Weiterreise nach Madrid und das Verweilen in dieser Hauptstadt, so wie die Rückreise über Paris nach Berlin bilden die dritte Abtheilung. In Sevilla ist es nun besonders die Kathedrale, welche den tiefsten Eindruck auf unseren Reisenden macht, und die Meisterwerke Murillo's, bei denen er am liebsten verweilt, indem namentlich dessen Moses auf ihn einen Eindruck hervorbrachte, wie es noch nie ein Bild gethan. In Madrid drängen sich natürlich Gegenstände wie Betrachtungen. Erwähnen wir bloß hier eines Abends im Schauspielhause, wo dem Reisenden ein Gebrauch auffiel, der auch wiederum Spanien ganz eigenthümlich ist, und in keinem andern Lande angetroffen wird. Im Parterre sitzen

nämlich bloß Männer und eben so in den untern Seitenlogen, mit Ausnahme derjenigen dicht am Theater, wo auch Damen zu sehen sind. Der erste Rang enthält auf beiden Seiten verschlossene Logen, mit Herren und Damen gefüllt. Im Hintergrunde indessen, und das ist das Auffallende, befindet sich eine große, breite und tiefe Loge, in welcher man nichts als Frauen in ihren Mantillen erblickt, in den Händen Fächer haltend, welche in beständiger Bewegung sind. Diese Frauen finden sich dort aus allen Ständen, vom höchsten bis zum niedrigsten, ja man behauptet sogar, bis zum allerverworfensten, zusammen, und keinem Manne ist es verstattet in diese Loge zu dringen, welche la cazuela heißt, gewiß ein höchst sonderbarer Name, wenn man das Wort im Wörterbuche aussucht und findet, daß es zu gleicher Zeit eine irdene Pfanne bedeutet, worin Fleisch gekocht wird. In dieser Cazuela ist nun bei jedem Zwischenakte ein unaufhörliches Plaudern und Lachen. Hier wird das Urtheil über das Stück gefällt, und die Damen vertreten völlig die Stelle der Männer im Parterre in andern Ländern. — Von dem Museo, das Ferdinand VII. errichtete, sagt er, daß eine Gallerie wie die zu Madrid in der ganzen Welt nicht existire und sie allein einer Reise werth sey. — So wird man dem geistreichen Skizzen mit Vergnügen überall hin folgen und bei lebendiger Unterhaltung vielfache Belehrung aus diesen flüchtigen Bemerkungen schöpfen. — Das Äußere des Buches ist elegant, und die Abbildung eines catalonischen Landmannes nach dortiger eigenthümlicher Art trinkend, zielt den Titel.

### Donkunst.

**Euterpe.** Ein musikalisches Monatsblatt für Deutschland's Volksschullehrer von Ernst Hentschel. Erfurt, Körner. 1841. (8. VI und 184 Seiten.)

Die spezielle Richtung dieses wohlfeilen Blattes ist in diesem Jahrgange fest gehalten worden und das Unternehmen verdient daher das beste Lob. Es soll aber die Euterpe vorzüglich in's Auge fassen: 1) des Volksschullehrers musikalische Bildung in ihren Grundlagen und ihrem steten Fortschreiten, 2) seine öffentliche musikalische Wirksamkeit, als Gesanglehrer, Kantor und Organist, 3) seine musikalische Thätigkeit in Privatverhältnissen und 4) seine Erquickung durch die Donkunst in Fest- und Feiertagen. Für alles dieses ist redlich gewirkt worden, und je anspruchloser das Ganze erscheint, um so mehr verdient es vorgehoben und empfohlen zu werden.

Th. Hell.